



Am Tatort In der Polizeiakademie im niederländischen Apeldoorn sind mehrere Räume wie Wohnungen eingerichtet. Dort werden Verbrechen simuliert. In diesem Fall erfasst der Wissenschaftler mit einem 3-D-Scanner einen Dummy, der ein Mordopfer darstellt. Später kann er am Computer jedes Detail des Tatorts betrachten. Um selbst keine Spuren zu hinterlassen, ist er den Weg zur »Leiche« über Trittbretter gelaufen.

So viel Leben nach dem Tod

Forensiker dürfen keine schwachen Nerven haben – und müssen heute mit Hightechgeräten umgehen können. An zwei Polizeiakademien in den Niederlanden sind angehende Ermittler mit neuesten Methoden dem (simulierten) Verbrechen auf der Spur.

TEXT Carola Mensch FOTOS Jeroen Hofman



Von ganz fern Alle zwei Jahre treffen sich Forensiker aus der ganzen Welt auf dem Übungsgelände in Ossendrecht, auf dem sonst Polizeischüler die Spurensuche lernen. Weil sie in einem so außergewöhnlichen Beruf arbeiten und eine recht kleine Community sind, ist es für die Experten essenziell, ihr Wissen zu teilen und voneinander zu lernen. Hier untersuchen die Ermittler einen Anschlag auf einen Pkw.



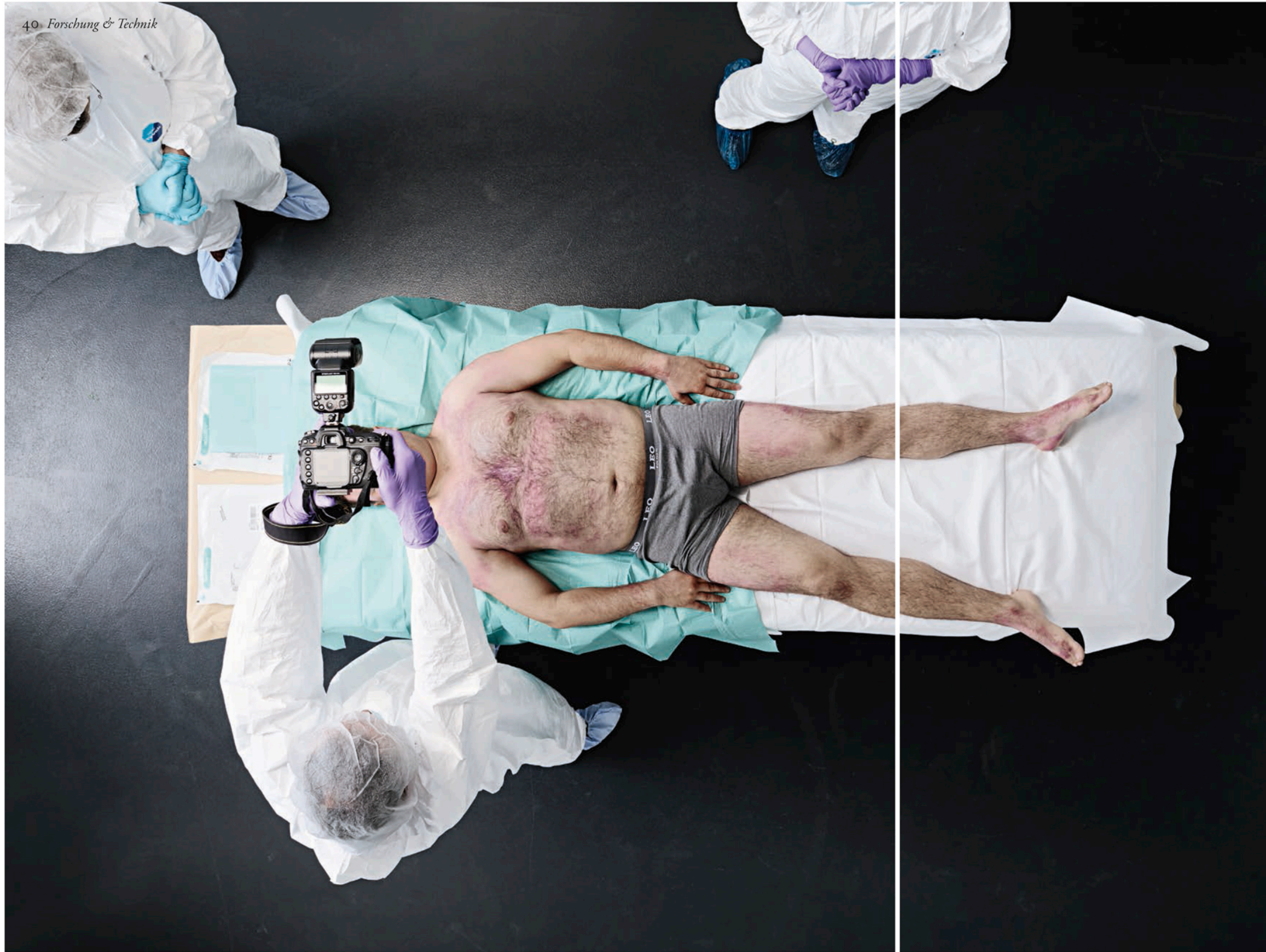
Hautnah Dieser Hightechanzug erfasst jede einzelne Bewegung der Polizeischülerin. Aus den Daten wird am Computer eine 3-D-Animation des Verbrechens erstellt. Zusammen mit den Spuren am Tatort dient die Technik dazu, den Hergang der Tat zu rekonstruieren.



Vor dem Tod In diesem Lagerraum der Polizeiakademie von Apeldoorn werden die Dummies verstaut, die später an den nachgestellten Tatorten als Opfer dienen. Es gibt Dutzende davon – und in vielen Varianten: Künstliche Frauen, Männer, Schwangere und Kinder warten hier auf ihren Einsatz.



Nach dem Knall Für Übungen mit Sprengstoff eignet sich das Militärgelände in Reek am besten. Hier gab es eine Explosion in einem Wohnwagen. Die Studenten suchen nach Splittern der Bombe. Sie sollen herausfinden, um welche Art von Sprengkörper es sich gehandelt hat und wo genau er platziert war.



Nicht bewegen In Apeldoorn lernen die angehenden Forensiker auch, wie sie eine Leiche fachmännisch fotografieren. Die Dokumentation des Opfers gehört zur Obduktion, die in der Polizeiakademie von einem Leichenbeschauer angeleitet wird. Die Leichen sind Schauspieler, die sich tot stellen.



Nicht reintreten Mit Gips sichern die Studenten Schubabdrücke in der Nähe eines nachgestellten Tatorts. Die Akademie besitzt mehrere Übungsgelände, in denen kleine Szenarien durchgespielt werden können.



Baden gegangen Der Dummy in der Badewanne wurde Opfer eines simulierten Verbrechens. Im forensischen Institut in Rijswijk setzen die Studenten eine Spektalkamera ein, die kleinste Blut- oder Spermaspuren sichtbar macht. Eine Analyse des Farbspektrums zeigt dann, wie alt die Spuren sind.

In wenigen Stunden kann eine DNA-Spur vom Tatort zum Verdächtigen führen.

Hier haben wir recherchiert: Die Experten, die wir in unserem Artikel zitieren, haben uns Informationen zur Geschichte der Forensik geliefert und uns erklärt, wie die Ermittler heute arbeiten. Außerdem haben wir den Sicherheitsbericht des Innenministeriums als Quelle genutzt. Mehr dazu finden Sie unter www.zeit.de/zw/0513forensik.

Gibt es den perfekten Mord? Natürlich, möchte man antworten, etwa jedes zweite Tötungsdelikt bleibt doch unentdeckt. Und auch Jack the Ripper oder der Adelaide-Serienmörder bekamen zwar von den Medien plakative Namen, konnten aber nie identifiziert werden – wie sicher auch so mancher andere Mörder.

Doch Kriminalisten haben ihre eigene Sicht auf den perfekten Mord: »Jeder hinterlässt Spuren, die gefunden werden können«, sagt etwa der Rechtshistoriker Miloš Vec: »Das sind stumme Zeugen eines Verbrechens, die nicht lügen können.«

Die Methoden der Ermittler, diese aufzuspüren, sind im Laufe der Zeit immer raffinierter geworden. Vor dem 19. Jahrhundert konnten Polizisten nur mit Skizzen und Aufzeichnungen festhalten, was sie am Tatort gefunden hatten. Irgendwann jedoch kam die Technik ins Spiel, die Ermittler nutzten zum Beispiel die ersten Fotokameras. »Sie rückten mit großen Apparaten und riesigen Stativen am Tatort an«, sagt Vec, Professor für europäische Rechts- und Verfassungsgeschichte an der Universität Wien.

In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab es dann einen weiteren Innovationsschub: das Sichern von Fingerabdrücken. Und mit dem 20. Jahrhundert kamen DNA-Analysen, 3-D-Scanner und Hightechkameras hinzu. Auf einmal konnte man Spuren am Tatort sichtbar machen, die früher unentdeckt geblieben wären.

Hätte es zu Zeiten von Jack the Ripper den genetischen Fingerabdruck schon gegeben, »hätte man

ihn möglicherweise fassen können«, sagt der Kriminalhistoriker Peter Becker von der Universität Wien. Denn ein Mörder könne sich zwar komplett verhüllen und Gummihandschuhe anziehen, doch er lasse meist trotzdem biologische Spuren wie Haare, Speichel oder Blut am Tatort zurück. »Innerhalb von 90 Minuten ist heute eine erste DNA-Analyse direkt vor Ort möglich«, sagt Bertus Postema, Ausbildungsleiter für forensische Kriminaltechnik an der Polizeiakademie im niederländischen Apeldoorn. Die DNA-Proben von den Tatorten können die Ermittler heute mit Datenbanken abgleichen. »Oft haben Ermittler dann schon Namen von Verdächtigen.« Sollte der Ripper in keiner Datenbank verzeichnet sein, müsse die Gruppe Verdächtiger erweitert werden. Dann kämen Massenspeichelproben ganzer Bevölkerungsgruppen ins Spiel – und damit weitere DNA-Proben.

Die moderne Technik habe aber auch Grenzen. »Die DNA eines Haares deutet nicht unbedingt auf den Täter hin. Es könnte zum Beispiel an einem Pullover gehangen haben und dadurch an den Tatort gelangt sein«, sagt Postema, der jedes Jahr etwa 150 Polizeischülern den Umgang mit Hightech beibringt.

Auch eine detailgenaue 3-D-Aufnahme des Tatorts, erfasst durch einen speziellen Scanner, könne in die Irre führen. »Aus den Bildern lassen sich kleine Animationen erstellen«, sagt er, »das Problem: Für das menschliche Gehirn ist es dann schwer, sich ein anderes Szenario vorzustellen. Die Ermittler müssen sich darüber im Klaren sein, dass sie nur ihre Rekonstruktion sehen und nicht die Wirklichkeit.« Eine große Rolle spiele deshalb die Fähigkeit der Ermittler, Spuren korrekt zu kombinieren und ihnen die richtige Bedeutung beizumessen. Nur so sei es möglich, herauszufinden, was wirklich am Tatort passiert sei.

Auch die modernsten Methoden nutzen aber nichts, wenn nicht eines ganz am Anfang steht: Es müssen überhaupt erst einmal Ermittlungen eingeleitet werden. Weil das oft gar nicht passiere, bleibe etwa die Hälfte der Morde unentdeckt. »Das liegt in vielen Fällen daran, dass der Hausarzt auf dem Totenschein ein Herzversagen angibt, statt ›Todesursache: unbekannt‹ anzukreuzen«, sagt Historiker Vec. Zum einen seien Hausärzte nicht dafür ausgebildet, Tötungsdelikte zu erkennen. Zum anderen würden sie oft davor zurückschrecken, einen Skandal auszulösen, obwohl sie einen Mordverdacht hätten. Wenn ein Tötungsdelikt untersucht wird, ist der Erfolg der Polizei aber hoch: Fast 96 Prozent dieser Verbrechen werden aufgeklärt – und der Forensiker Bertus Postema ist überzeugt: »Mit genügend Zeit, Geld und Ressourcen könnten wir jeden Fall lösen.«

Der Fotograf Jeroen Hofman fand die Arbeit der Forensiker spannend – und teilweise noch bizarrer als das, was er aus dem Fernsehen kannte.